

Verlag Bibliothek der Provinz

Kurt Antlinger
Faltboot, Kracherl,
Hendlstauber

Meine Kindheit in den 50er-Jahren

Kurt Antlinger
Faltboot, Kracherl, Hendlstauber
Meine Kindheit in den 50er-Jahren

herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99028-524-4

© *Verlag* Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at

Cover: Kurt Antlinger



INHALT

Vorwort	9
---------------	---

ERSTER TEIL IN NEUMARKT KALLHAM

Einleitung und erste Erinnerungen	12
Frühling	17
Im Garten	18
Kalkbrennen	21
Eichkatzerl	23
Radfahren	24
Am Bach	25
Helis Rettung	27
Spiele und Streiche	30
Verletzung	33
Schlange	35
Blitz	36
Schulweg und Schule	37
Beim Heizhaus	40
Tretauto	41
Sommer	42
Glocken läuten	45
Holzhäuseln	46
Erstes Kino	48
Winterzeit	49
Zach Miazerl	52

ZWEITER TEIL BESUCHE UND FERIEEN IN LINZ

Fahrten nach Linz	58
Freinberg 1	59

Aussichtsturm	62
Freinberg 2	64
Mit dem Roller zur Oma	68
Bei Oma	69
Pfeilspitze	73
Rodeln	75
Baden im Turm	76
Abende	77
Im Kabinett	79
Gasthaus zur schönen Aussicht	81
Autofahren	83
Sprengen	84
Allerheiligen im Klosterhof	86
Cousine Inge	87

DRITTER TEIL
IN DOPPL

Neues Haus in Doppl	90
Nachbarskinder	94
Neuer Schulweg	96
Schule, Tante Fanny, Schulfreunde	98
Vogelfänger	100
Steinschleuder	102
Höhle in der Fuchsenmutter	104
Schottergrubenteich	106
Stoppelrevolver	109
Radio und Kristalldetektor	111
Fernsehen	113
Meteor und Flieger	114
Weikerlsee	115
Hochwasser	118
Zelten in Untermühl	119
Faltboot	121

Wanderung zum Kürnberg	124
Unser Garten	128
Abschied vom Kindsein	131
Schlussgedanken	133

VIERTER TEIL
ZEITKRITISCHE ANMERKUNGEN
UND AUSBLICK

Zeitkritische Anmerkungen	140
Menschen	141
Lebensraum und Umfeld	142
Zeitgeist	147
Lebensart, Sicherheit, Sauberkeit	150
Neue Medien und Technologien	152
Lebensmittel	155
Ausblick	157
Literaturverzeichnis	162

Einleitung und erste Erinnerungen

Obwohl ich 1943 in Linz in der Frauenklinik geboren und zweimal getauft wurde (einmal evangelisch in der Klinik, anscheinend eine Nottaufe, das zweite Mal katholisch in der Severinuskirche in Linz von Pater Teuff), habe ich meine ersten Lebensjahre in Neumarkt Kallham im Ortsteil Hading verbracht, bis meine Eltern, mein Bruder und ich im Jahre 1952 nach Leonding, Doppl, in unser neues Einfamilienhaus übersiedelten. Meine Großeltern folgten uns, da sie schon sehr gebrechlich waren, einige Jahre später nach.



Ausschnitt aus einer Karte von 1957 (Lit. 1)



Großeltern vor ihrem Haus

Die nebenstehende Karte soll einen Überblick über die Lage und Umgebung meines Lebens- und Kindheitsumfeldes in Hading, von dem ich im ersten Teil dieses Buches berichte, die Wege, die angrenzenden Ortschaften und den Schulweg geben.

In Hading, südlich der Bahn und südlich des Baches (der dürren Aschach, wie ich später festgestellt habe), vorbei am Feichtlbauer waren einige Kleinhäuser aufgereiht (siehe Pfeil).

Neben dem Haus meiner Großeltern – das Bild aus den Vierzigerjahren zeigt die Großeltern vor ihrem Haus – war anschließend das gemietete Wohnhaus

meiner Eltern, dann das Söllingerhäusl mit dem Mesnerhepaar und ihrem Sohn Walter und am Ende das Haus der Familie Zach mit den beiden Mädchen Hilda und Miazl.

An der Grundgrenze zwischen den Söllingern und uns stand ein großer Lindenbaum und an dessen Fuß eine kleine Kapelle. Das nachstehende Bild zeigt die Linde mit der Kapelle, bei der meine Mutter sitzt. Links im Hintergrund das Haus der Großeltern. In der Karte von 1957 ist die Kapelle ebenfalls eingezeichnet.

Gleich nach der Bahnübersetz, von Neumarkt kommend, standen einige Häuser (ich glaube, Arbeiterhäuser von der nahegelegenen Ziegelei Duswald), in denen auch zwei Spielkameraden wohnten – der Hagen Waldl, dem immer eine Rotzglocke aus der Nase hing und der etwas älter war als ich, sowie der Hagen Beppi, etwas jünger als ich. Neben den beiden Zachmädchen, mit denen ich erst später mehr spielte, waren keine Kinder in unmittelbarer Nähe.



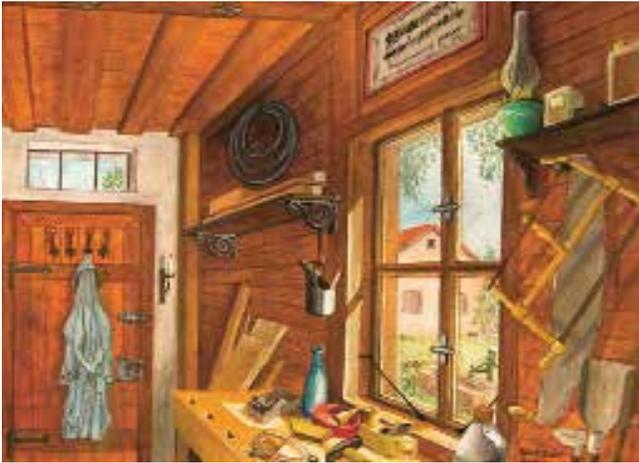
Meine Mutter bei der Kapelle



Mein Freund Werner

Noch vor dem ersten Schuljahr lernte ich – ich weiß nicht mehr wie – meinen in den nachfolgenden Jahren besten Freund in Neumarkt, den Berger Werner kennen (Bild). Er wohnte mit seinen Großeltern in einem zu einem Wohnwaggon umgebauten Eisenbahnwagen, der auf einem Nebengleis des Verschiebebahnhofes nahe der Lok-Remise abgestellt war. Die Bergerleute waren, so wurde erzählt, offenbar aus dem zerbombten Wien nach Neumarkt gekommen. Nach dem Krieg muss es einige dieser Unterkünfte gegeben haben.

Die ersten, eher im Unterbewusstsein verankerten Gefühle sind noch vor meinem zweiten Geburtstag in den letzten Tagen des 2. Weltkrieges anzusetzen. Damals müssen mehrere Fliegeralarme mit nachfolgenden Luftangriffen auf den Raum Linz erfolgt sein, die die ganze Familie in einem schmalen Erdkeller unter dem Elternhaus mit einem Abgang aus Steinstufen und verschließbarer Pfostentür abwartete, meine Mutter mich in den Armen haltend. Es ist nur eine Ahnung, die mich die ängstliche Dunkelheit, das sonore Brummen der Flieger, das bange Warten auf Entwarnung spüren und im Nachhinein fühlen lässt.



Werkstatt des Großvaters

Viele Erinnerungen aus frühester Kindheit erwecken in mir die Düfte von Holler und Phlox im Vorgarten, der Geruch von Mehl aus dem blauen, bunt bemalten Schlafzimmerkasten der Großeltern, von der Waschlauge in der kleinen Waschküche nebenan, dem Stauferfett und dem Petroleum in der angebauten Werkstatt des Großvaters. Das Bild oben zeigt ein von mir aus dem Gedächtnis gemaltes Ölbild der Werkstatt.

Gerüche aus der Kindheit, ob angenehm oder unangenehm, sind interessanterweise eine häufige Quelle für Erinnerungen, begleiten uns das ganze Leben lang und rufen sofort Vorstellungen zu früheren Ereignissen in uns wach.

Frühling

Die Winter waren früher viel schneereicher, aber auch – zumindest auf dem Land – nicht so grau und neblig wie sie uns jetzt häufig erscheinen. Der Großvater sagte: »Wanns z' Liachtmess stürmt und schneibt, is da Frühling nimma weit.« Die ersten Anzeichen des scheidenden Winters und des beginnenden Frühlings waren die langen Eiszapfen an den Dachrinnen des »Wiesingerhäusls« und der daneben stehenden Waschküche.

Hinter dem Weg südöstlich unserer Häuser erstreckte sich ein nach Süden leicht ansteigendes Feld mit langen, parallelen Furchen, die sich auch im Winter auf dem Schnee abzeichneten (siehe Bild). Mit steigenden Temperaturen füllten sich die Furchen zunehmend mit Schmelzwasser, das zwischenzeitlich immer wieder gefror.

Eines Tages, als es wieder taute, ging ich entlang des Feldes und der kleinen Böschung, die es vom Weg trennte, und sah, wie plötzlich aus einem Mausloch ein



Blick nach Süden vom Haus der Großeltern

Schwall von Wasser herausschoss und über den Weg rann. Offenbar hatte das Schmelzwasser durch die Erdschichten gefunden.

Das wie aus einer Quelle fließende Wasser faszinierte mich sehr und bewog mich, es über den Weg weiterzuleiten, aber auch, Steine in die spendende Öffnung zu stecken, um den Wasserfluss zu stoppen. Dies gelang mir nur kurzfristig, bis aus anderen Löchern des Mäusebaues Wasser sprudelte.

Dieses Spiel der Elemente beim Erwachen der Natur ist für mich seither ein Zeichen, dass der Frühling ins Land zieht.

Im Garten

Hinter dem Haus meiner Großeltern lag ein mit Holzlatten eingezäunter Garten, in dem meine Großmutter allerlei Gemüse und Kräuter zog. In einer sonnigen Ecke waren Stauden mit riesigen Blättern, die mein Großvater im Herbst unter Dach zum Trocknen aufhing, später zusammenfaltete oder einrollte und mit einem scharfen, langen Messer in kleine Streifen schnitt. Das war sein Tabakvorrat für den Winter.

Am westlichen Ende wurde der Garten von einem kleinen Graben begrenzt, der vom Straßengraben der südlich vorbeiführenden Schotterstraße abzweigte und in den nahen Bach mündete. Meist war dieser Graben mit etwas Wasser gefüllt und eine Quelle zur Entfaltung von Kleinlebewesen wie Fröschen und nach Feuchte strebenden Pflanzen wie z.B. Sumpfdotterblumen, Weidenröschen, Blutweiderich und Brunnenkresse. Manchmal, nach stärkeren Regenfällen oder Gewittern, schwoll dieses Rinnsal plötzlich an, tiefe

sich ein bisschen ein und drückte die Pflanzenhalme am Rande in der Richtung des Fließens nieder.

Im Vorgarten des Hauses der Großeltern lag lange ein dicker Baumstamm, der uns Kindern als Sitz- und Turngelegenheit diente, rundherum eingesäumt von den rotweißen Blüten des Phlox (siehe Bild).

In einer Ecke des Gartens, nach den Gemüsebeeten und den Ribiseln, die entlang des Zaunes wuchsen, stand ein alter Hollerstrauch, der schon einen dicken Stamm entwickelt hatte und im Frühling den typischen Hollerblütenduft verströmte. Unter diesem Baum hatte mein Großvater eine kleine Gartenbank gezimmert, auf der er an lauen Abenden pfeifen- oder zigarrenrauchend



Im Vorgarten



Mit Großvater im Garten

saß, aber auch mich auf seinen Schoß setzte und mir Geschichten aus seinem Leben erzählte (siehe Bild).

Diese unspektakuläre Geborgenheit und Vertrautheit, eingebettet in der Natur, hat mich damals mit Zufriedenheit erfüllt, aber auch Neugier geweckt.

Nach dem Krieg war anscheinend die Versorgung und auch das finanzielle Vermögen der Eltern nicht sehr groß, sodass mein Vater, der in Linz bei der Bahn arbeitete, mit seinem Freund Toni Kremen die Gelegenheit ergriff, als für die Werkstätten der Bahn Buchenholz aus dem Ennstal bei Großraming geschlägert und zugekauft wurde, und sich aufmachte, um auf eigene Arbeitsleistung und Rechnung im gleichen Zuge Baumstöcke zu sprengen und auszugraben, um diese, wahrscheinlich per Bahn, mit dem Holz nach Linz und dann nach Neumarkt verfrachten zu können. Jedenfalls war eines Tages ein Teil unseres Gartens mit zahlreichen Wurzelstöcken bedeckt, die sich mehrere Meter hoch türmten. Für uns Kinder war das ein Anlass, uns in dem Gewirr von Wurzeln zu verstecken oder so weit wie möglich hinauf zu kraxeln. Erst viel später konnte ich realisieren, welche immense Anstrengung es für meinen Vater und seine Freunde gewesen sein musste, diese Stöcke in dieser Anzahl im Gebirge auszugraben.

In diesen Zeitraum fällt auch der erste bewusste Kontakt mit meinem späteren Freund Günther, dem Sohn des Freundes meines Vaters.

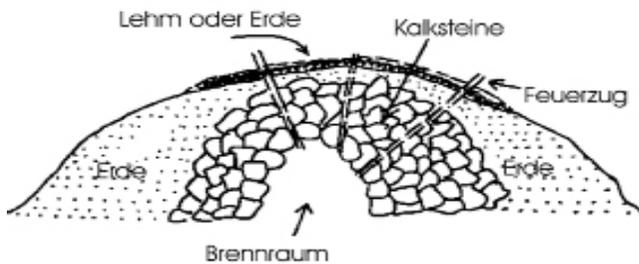
Kalkbrennen

Die an unserem Haus vorbeiführende, nach Süden leicht ansteigende und tief gefurchte Schotterstraße, links und rechts begleitet von tiefen Straßengräben, ging vorbei am Musil, einem einzeln liegenden Haus, und führte Richtung Ölzing zum Wald am Höhenrücken, zu dem mich mein Vater öfter zum »Wiedklauen« (Sammeln von trockenen Ästen) und Schwammerlsuchen mitnahm.

Auf halbem Weg kamen wir immer an einem großen Bauernhof mit Scheunen und Ställen vorbei. Eines Tages lagen neben der Straße und gegenüber dem Bauernhof eine Menge großer, heller Steine, etwas weiter ein großer Haufen Lehm und zerkloebene Baumstämme. Mehrere Leute schlichteten gerade Steine und Holz zu einem länglichen Hügel und deckten diesen mit einer Schicht Lehm ab.

Ein paar Tage später gingen wir wieder vorbei und sahen, dass der Hügel, der aus zahlreichen Löchern rauchte, teilweise aufgebrochen war, mit Gabel, Haken und Rechen die nun hellweißen, heißen Steine herausgeholt wurden und diese unter Zischen und Brodeln in mit Wasser gefüllte Tröge und Becken eingeschaufelt wurden. Wir Kinder durften nicht zu nahe heran gehen, da es anscheinend gefährlich war, Spritzer auf die Haut zu bekommen.

Beim Nachhausegehen erklärte mir mein Vater, dass mit dieser Methode (siehe Skizze) Kalkstein zu Kalk gebrannt wird und mit dem Löschen in den Bottichen Löschkalk und Kalkfarbe entstand. Der Löschkalk war damals Hauptbestandteil und Bindemittel von Mörtel, der zum Mauern und Verputzen verwendet wurde.



Kalkbrennen auf dem Land (Lit. 2)

Heute sind dies in großen Industrieöfen hergestellte, gelöschte Industriekalke oder Zement. Die Kalkfarbe wurde in diesen Tagen allgegenwärtig zum Tünchen der Wände angewendet. Dispersionsfarben gab es zu dieser Zeit noch nicht. Früher hatte jeder größere Bauernhof eine Kalkgrube mit eingesumpftem Kalk.

Der Kalk wurde bei uns zuhause auch mit Wasser in großen Töpfen zum Einlegen der Hühnereier verwendet. Oben auf diesen Behältern schwamm eine dünne Kalkhaut, durch die man die Eier liegen sehen konnte. Kalk hat ja desinfizierende Eigenschaften.

Eichkatzerl

Eines Tages wanderten mein Bruder, die Hagenbrüder und ich ohne elterliche Begleitung in den Wald. Gerade als wir wieder umdrehen und nach Hause gehen wollten, hörten wir ein Pfauchen aus dem Dickicht neben dem Weg. Beim genauen Hinsehen erkannten wir ein braunes Eichhörnchen, das sich in einer Wurzelgabel eines umgestürzten Baumes verfangen hatte und sich weder vor noch zurück aus dieser Zwickmühle selbst befreien konnte.

Da kam mir die Idee, das Eichkätzchen mit nach Hause zu nehmen. Kein leichtes Unterfangen, da das Eichkätzchen ja beißen und kratzen konnte. Schließlich schafften wir es mit vereinten Kräften, den kleinen Nager in den Ärmel meines Anoraks zu stecken und einzusperren, indem wir beide Enden gemeinsam zuhielten bzw. zudrehten und so nach Hause gingen.

Zuhause angekommen liefen wir zur Mutter und zu den Großeltern, um stolz unseren Fang zu präsentieren. Das war nicht so leicht, denn wenn wir den Ärmel öff-

neten, konnte das Eichhörnchen rasch fliehen. Schließlich fanden wir die Lösung, indem wir das Eichkatzerl in den Zwischenraum zwischen den beiden Fensterscheiben des großen Vorzimmerfensters entließen. Dort konnte man es eingehend betrachten, was auch die Zach-Mädchen und die Nachbarn taten.

Soweit es möglich war, sauste das Eichkatzerl in dem Fensterkäfig herum und suchte einen Ausgang. Wir warfen Nüsse hinein, hatten damit aber keinen Erfolg. Als mein Vater am nächsten Tag nach Hause kam, sah er sich das Ganze an und beschloss, das arme Tier freizulassen, weil es in der Natur viel besser aufgehoben sei.

Radfahren

Man darf sich nicht vorstellen, dass vor dem Haus eine Asphaltstrasse vorbeiführte, sondern, wie schon beschrieben, eine von den wenigen, in der Woche an einer Hand abzählbaren, Autos und Fuhrwerken eingeschnittene, vom Regen zerfurchte Schotterstraße.

Damals, Ende der 40er-Jahre war noch kaum Autoverkehr auf dieser Strasse. Ab und zu kam jemand auf einem »Hendlstauber« (Fahrrad mit Sachs-Hilfsmotor), einem Pferdefuhrwerk oder Ochsenkarren vorbei.

Ich hatte zwar einen Dreiradler, aber kein Lauftrad, keinen Scooter, wie es heute gang und gäbe ist, sondern nur das Steyr-Waffenrad meiner Mutter, mit dem ich meine ersten Radfahrversuche ausführte. Zuerst mit der Mutter, die das Rad aufrecht hielt und mitlief, wenn ich das Treten versuchte, obwohl ich nicht über die Balance des Rades hinausschauen konnte und den Sattel im Rücken spürte.

Nach längerem Üben konnte ich endlich alleine das Gleichgewicht halten, und, ohne im Sattel zu sitzen, mit

großen Auf- und Abbewegungen meines Körpers treten und einige Meter fahren.

Es war ganz natürlich, dass ich bei diesen Versuchen barfuß war. Einerseits hatte man beim Treten mehr Gefühl, andererseits war die Gefahr groß, von den Pedalen zu rutschen. Letzteres passierte mir einige Male und ich musste mit abgeschundenen Zehen öfter eine Zwangspause einlegen.

Am Bach

Schon als ganz kleines Kind war ich mit meiner Mutter oft beim Brückerl zum Wäscheschwemmen am Bach, der unmittelbar hinter den Häusern vorbei floss (siehe Bild). Wie schon beschrieben, war das die dürre Aschach, die in der Nähe von Riedau entspringt und mäandernd durch die Wiesen und Bauernwäldchen, am Ziegelwerk, dann bei uns vorbei und südlich des



Mit Mutter beim Brückerl

Bahnhofes von Neumarkt Richtung Pötting weiterfloss, bis sie sich in Peuerbach mit der faulen Aschach zur Aschach vereinigte.

Ich verharnte, als ich schon größer war, oft stundenlang liegend auf dem Brückerl, um in das klare Wasser zu schauen. Speziell im Schatten meines Kopfes, der sich im Wasser spiegelte, war es möglich, allerlei Getier unter mir zu beobachten – große und kleine Kotdatscher (Koppen), Köcher- und Steinfliegenlarven, Krebse und Fische. Bald konnte ich bei den Krebsen (Europäische Flusskrebse) zwischen Mandl und Weibl unterscheiden.

Das Interessanteste war, mit einem Stecken (Stock) die einzelnen Lebewesen aufzuscheuchen bzw. anzustoßen und ihre Reaktion zu sehen.

Bei diesen Tätigkeiten bin ich mindestens zweimal ins Wasser gefallen und dabei, Gott sei Dank, obwohl ich zu dieser Zeit noch keine Ahnung vom Schwimmen hatte, wieder selbst aus dem Bach herausgekommen.

Mit der Zeit kannten wir Kinder schon einzelne Fischarten im Bach. Wenn wir am Ufer entlang streiften, sausten die größeren Fische blitzartig bachauf- oder -abwärts und waren dann nicht mehr auffindbar. Doch bald hatten wir »überrissen«, dass sich die Fische in tiefen Tümpeln nach den Kehren und Sandbänken und unter den mit ihren Wurzeln bis ins Wasser reichenden Stöcken der Eschen und Erlen versteckten. Wenn man ganz ruhig am Ufer oder auf dem Brückerl lag, kamen sie langsam hervor und strebten zu Stellen, die in der Sonne lagen. Im Frühsommer wirbelten die Fische an den seichten Plätzen viel Sand auf, um, wie ich später erfuhr, zu laichen. In der Uferböschung nahe der Wasserlinie waren Baue von Bisamratten. Diese struppigen Tiere verhielten sich ebenfalls sehr scheu.

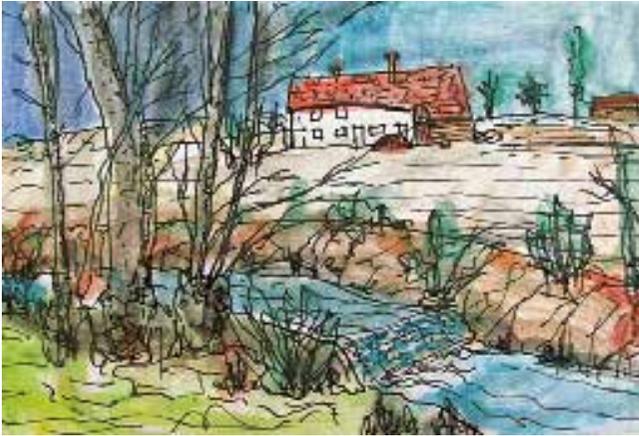
Eines Tages hatte mein Vater einen Angelhaken nach Hause gebracht. Wir befestigten diesen an einem Zwirn und ich durfte das Ganze in das Wasser halten. Natürlich biss hier kein Fisch an. Ich lernte erst später, Regenwürmer zu suchen oder Heuschrecken zu fangen, um diese auf dem Haken aufzuspießen. Mit der Zeit wurde das Fischen zu einer unserer Lieblingsbeschäftigungen. Einmal erwischte uns ein Gendarm dabei und wir mussten sagen, wo wir wohnten. Mein Vater wurde auf den Posten geladen und erhielt eine Belehrung, die auch für uns Auswirkungen hatte. Wir wurden nämlich vorsichtiger beim Fischen.

Unterhalb des Steges in Richtung Neumarkt floss der Bach mitten in einem »Gellert« entlang einer steil abfallenden Böschung über eine Bodenschwelle und rauschte wie ein kleiner Wasserfall. Erst nach längerer Zeit kamen wir dahinter, dass diese Schwelle aus tausenden Muscheln (Flussperlmuscheln) bestand, die hier quasi einen Querriegel durch das Bachbett zogen (siehe nächste Seite). So etwas Seltenes und Beeindruckendes aus der Natur findet man heutzutage sicher nicht mehr oft.

Helis Rettung

Mein Bruder Heli war auch damals schon um drei Jahre jünger als ich, genauso wie heute. Natürlich lief er, sobald er einigermaßen selbständig war, bei vielen Unternehmungen mit den Nachbarskindern und Freunden mit.

Wir streiften wieder einmal den Bach entlang, alle waren dabei, die Hagen-Brüder Waldl und Beppi, die Zach-Mädchen Hilda und Miazl, Werner, Heli und ich. Natürlich war unser primäres Interesse, Fische zu suchen



Muschelbank



Am Bach

und zu »stampern« (aufzuscheuchen), allenfalls auch Bismarratten zu erspähen. Mit Stecken bewaffnet gingen wir von Tümpel zu Tümpel und stocherten unter die Wurzelstöcke – ein aussichtsloses Unterfangen, da die Fische längst blitzartig diese Verstecke verlassen hatten. Wir kletterten auch auf die über dem Wasser befindlichen Baumstümpfe, die buschartig lange Triebe gegen den Himmel streckten, um von hier besser ins Wasser sehen zu können.

Mein Bruder war besonders neugierig und wagte sich auf einem über dem Wasser befindlichen Stock ganz hinaus (siehe Skizze), bis unter lautem Krachen einige Triebe brachen und mein Bruder mit einem Schrei in den etwa zwei Meter unterhalb befindlichen Bach stürzte, dort, da er ja auch nicht schwimmen konnte, halb unter Wasser herumzappelte und strampelte, sich aber letztendlich doch weinend am Ufer festhalten konnte, dessen Böschung jedoch für ihn unüberwindbar hoch war.

Dieses plötzliche Ereignis war Anlass für alle anderen Kinder, fluchtartig den Platz des Geschehens zu verlassen und mich sowie meinen Bruder allein am Wasser zurückzulassen.

Offenbar schon damals mit Verantwortungsgefühl ausgestattet, überlegte ich, wie ich Heli aus der misslichen Lage befreien könnte. Schließlich gelang es mir, etwas weiter bachabwärts eine Stelle zu finden, bei der ich, ohne ins Wasser zu fallen, zum Bach hinunterklettern und mich vorsichtig (ich war ja auch nicht des Schwimmens mächtig) unter Festkrallen in der Uferböschung und Anhalten an den spärlichen Wurzeln und Zweigen, die herunterhingen, mich bis zu meinem Bruder hinbewegen konnte. Dort schnappte ich ihn und zog ihn heraus. Daraufhin krochen wir beide in Richtung der Stelle, bei der ich zum Bach hinuntergeklettert war. Ich schubste

und hob meinen Bruder auf die rettende Wiese hinauf und erklomm dann selbst die Uferkante. Beide nass und dreckig von oben bis unten liefen wir dann über den Steg nach Hause. Von allen anderen Kindern war keine Spur mehr zu sehen. Das Donnerwetter durch meine Mutter, aber auch ihre gleichzeitige Freude, dass dieses Abenteuer gut ausgegangen war, blieb mir lange in Erinnerung.

Im Nachhinein denke ich mir, dass zu jener Zeit die ununterbrochene Aufsichtspflicht der Eltern, wie sie heute bei Strafe unbedingt erforderlich ist, zumindest auf dem Lande nicht so stark ausgeprägt war und ein hohes Maß an Gottvertrauen, Selbsthilfe und frühe Eigenständigkeit der Kinder erforderte. Dies lässt auf der anderen Seite in den aufwachsenden Kindern ein Gefühl der Freiheit und zunehmender Eigenverantwortung entstehen, ein Gefühl, das mich zumindest bis Mitte der Sechzigerjahre begleitete und das nicht so stark durch Normen, Konventionen und Vorschriften eingeengt wurde wie heute. Die beste Erziehungs- und Handlungsvorgabe ist das eigene, unbeschadete Gewissen.

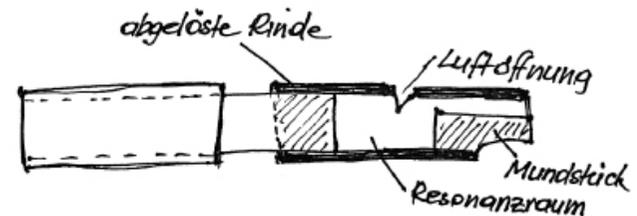
Spiele und Streiche

Der Hagen Pepi, der Hagen Waldl, der Berger Werner und ich zogen oft den Bach entlang, die Straße hinauf und hinunter, mit Stecken in der Hand und machten die Gegend unsicher. (Na ja, nicht wirklich.)

Eines Tages fanden wir mitten auf der Straße eine leere Feigenkaffeeschachtel. Da kam uns die Idee, diese mit »Goasbemmerl«, die ebenfalls auf der Strasse verstreut lagen, zu füllen und wieder zu verschließen. Gesagt – getan, wir füllten die Schachtel, platzierten sie mitten auf der Straße, versteckten uns im Gellert hinter den

Büschen und warteten, was passieren würde. Nach einiger Zeit kam eine Frau, bückte sich und schaute sich das Packerl an, dann blickte sie um sich und als sie niemanden sah, steckte sie das Packerl in ihren Korb. Wir hielten uns versteckt, bis sie weit genug weg war, und zerkugelten uns in der Vorstellung, wie es ihr beim Öffnen des Packerls ergehen würde.

Die zahlreichen blühenden »Elexn« (Traubenkirschen) am Bachufer verströmten im Mai einen schweren, süßlichen Duft, der uns überall begleitete. Von den jungen Trieben dieser Baumart bastelten wir mit Messern, die wir uns von der Mutter geborgt hatten, ein Pfeiferl. Dabei musste man die frische Rinde rundherum mit dem Messerstiell beklopfen, damit sich diese röhrenförmig vom Holz löste, ohne zu zerplatzen. Aus dem rindenlosen Holzstück wurde das Mundstück des Pfeiferls abgeschnitten, abgeplattet, zugespitzt, in das röhrenförmige Stück eingesetzt und ein kerbförmiges Luftaustrittsloch eingeschnitten. Ein schwieriges Unterfangen, aber mit der Zeit bekamen wir genügend Fertigkeit. Um verschiedene Tonlagen zu erreichen, musste man den Resonanzraum vergrößern oder verkleinern, wie die Skizze des fertigen Pfeiferls zeigt.



Skizze eines Pfeiferls

Auch auf andere Weise nutzten wir die Vegetation für unsere Zwecke, zum Beispiel – was sicher jedes Kind kennt – beim Blasen mit den scharfen Grashalmen, die wir zwischen die beiden Daumenballen klemmten, durch den Zwischenraum bliesen und dadurch unterschiedliche, meist kreischende Geräusche erzeugten.

Den größten Spaß hatten wir aber mit Blasrohren, die wir aus den langen, hohlen Stängeln des Wiesenschaumkrautes anfertigten. An den Geschmack der Stängel musste man sich aber erst gewöhnen. Es war damit ein Leichtes, Oma und Opa überraschend mit ein paar grünen Hollerbeeren zu beschießen oder Hummeln auf den Disteln zu treffen, geschweige denn, gegenseitig auf uns selbst zu »pfeffern«. Die Neumarkter Oma rannte uns dann immer nach. Wir waren aber schneller, sausten um das Haus und kletterten durch das vergitterte Schlafzimmerfenster ins Haus hinein. Da kam sie uns natürlich nicht mehr nach.

Es gab zu diesen Tagen bereits einen Kinderfasching, bei dem ich meist wegen meiner damals noch zarten



Mein Bruder und ich im Fasching

Statur als Mädchen verkleidet teilnahm. Das konnte dazu führen, dass ich nicht als Bub erkannt, sondern als Mädchen gehandelt wurde (Bild).

Zum Spielen brauchten wir nicht viel. Im Sommer konnten wir sowieso im Freien herumtollen. Zu den kalten Jahreszeiten griffen wir in unsere Spielkiste, deren Hauptbestandteil ein Matador aus kleinen und großen Holzklötzen, Würfeln, Ecken, Riemenscheiben, Rollen und kurzen und langen Stäbchen war, um die Klötze miteinander verbinden oder als Achsen für bewegliche Teile verwenden zu können. Es gab dazu auch Bauanleitungen. Der gestalterischen Phantasie waren keine Grenzen gesetzt.

Das Gleiche galt für den Matador aus metallischen Teilen für ältere Kinder, der gelochte Streifen, Schrauben und Muttern und viele mechanische Bauteile enthielt. Diese Baukästen waren im Vergleich zu den heutigen Bausätzen, bei denen sich mit Ausnahme der Lego-Bausteine die Kinderfreude bereits durch das erste Zusammenbauen weitgehend erschöpft, für längere Zeit herausfordernd und lehrreich.

Verletzung

In der weitgehend naturbelassenen Landschaft wurden auch zu diesen Zeiten bereits Altmaterial, Abbruch, ausgediente landwirtschaftliche Geräte in alten, fast zugewachsenen Gruben, die früher durch die örtliche Schottergewinnung entstanden, an Waldrändern oder in Dickichten, aber auch in Bächen entsorgt. Eine Müll- oder gar Sperrmüllentsorgung existierte nicht. An vielen Scheunen lagerten alte Wagenräder, gebrochene Eggen, kaputte Randsteine, Balken und Bretter, und

warteten darauf, einer Wiederverwendung zugeführt zu werden. Eine Gepflogenheit, die auch heute noch mancherorts in der älteren Generation und in südlicheren Gefilden gelebt wird.

Kurz nach dem Krieg gab es noch nicht diese extreme Wegwerfgesellschaft, die ein leicht defektes Gerät sofort gegen ein neues austauscht. Damals waren besonders handwerkliches Geschick, Selbsthilfevermögen, aber auch die Nutzung vorhandener Ressourcen eine wesentliche Prämisse.

Die oben beschriebene Müllentsorgung wurde mir zum Verhängnis, als ich mit dem Rad die Schotterstraße entlang bis zur Brücke über den Bach Richtung Hading fuhr, das Rad an der Brücke abstellte und dann mit bloßen Füßen im Bach herumstakte. Plötzlich spürte ich einen starken Stich am linken Fuß. Ich hüpfte ans Ufer und sah einen eisernen, rostigen Fenstergriff aus meiner Fußsohle ragen. Ich hatte mir die schraubenförmige Angel des Griffes mitten in der Sohle tief hineingerammt. Mit dem linken Fuß auf den Zehenspitzen humpelte ich zu meinem Rad und fuhr dann, den Fenstergriff unter dem Pedal hängend, so rasch wie möglich nach Hause. Der Schock war so groß, dass ich nicht einmal weinen konnte und auch die Wunde nicht blutete.

Meine Mutter schlug die Hände über dem Kopf zusammen, riss aber dann, ehe ich mich versehen konnte, den Fensterhaken aus meinem Fuß, schüttete Wasserstoffsuperoxid, das sie immer zu Hause hatte, auf die Wunde, schlang ein Tuch darüber, setzte mich auf den »Packträger« ihres Rades und fuhr mit mir zum Doktor nach Neumarkt. Der vereiste und verarztete die Wunde und gab mir eine Spritze gegen Wundstarrkrampf (die damals neu war und nach Aussage des Arztes das ganze Leben anhalten sollte).

Anscheinend und Gott sei Dank verlief die Heilung ohne Komplikationen, da ich mich diesbezüglich an nichts Gegenteiliges erinnern kann. Die Narbe an der Fußsohle aber spüre ich heute noch.

Es war mir jedoch eine Lehre, mich in »unbekannten Gewässern« zukünftig vorsichtig zu bewegen.

Schlange

Die Frequenz und die Geschwindigkeit von motorisierten Fahrzeugen war damals wegen der geringen Motorisierung und der geringen PS-Anzahl, der schlechten Straßen, aber auch wegen der noch besinnlichen und nicht so hektischen Lebensweise viel niedriger als heutzutage.

Amphibien, Lurche, Schlangen, Igel und Vögel hatten, obwohl deren Anzahl sicher größer war als heute, noch größere Chancen, nicht plattgewalzt die Straßen und deren Ränder zu begleiten.

Nach einem starken Regen, das Gras am Weg war noch nass und von den Bäumen fielen Tropfen, ging ich am Zach-Haus vorbei Richtung Steg, um über den Bach zu meinem Freund Werner und zum Heizhaus zu kommen und dort zu spielen. Plötzlich stieg ich, barfuß wie wir immer waren, auf etwas Weiches. Ich erschrak fürchterlich, da sich das Ding als Schlange entpuppte. So nah und unmittelbar hatte ich noch nie eine Schlange gesehen. Ich rannte, als ob der Teufel hinter mir her wäre, bis zum Steg. Als ich mich umdrehte, hatte ich das Gefühl, dass die Schlange schneller war als ich. Erst nachdem ich den Steg überquert hatte, beruhigte sich mein Herzschlag. Gott sei Dank hatte sie mich nicht gebissen.

Kurt Antlinger wurde im August 1943 in Linz geboren. Seine frühe Kindheit verbrachte er naturverbunden neben Bach, Feldern und Wald im Hausruckviertel in Neumarkt/Kallham. Im Alter von neun Jahren übersiedelte er 1952 mit seinen Eltern nach Leonding/Doppl bei Linz. Nach der Matura an der Bundesgewerbeschule für Maschinenbau in Linz studierte er Metallurgie an der Montanuniversität in Leoben.

Der Start ins Berufsleben erfolgte 1970 in den Vereinigten Österreichischen Eisen- und Stahlwerken. Die berufliche Laufbahn führte ihn in viele Länder, mit Kontakten zu unterschiedlichen Kulturen und einer Vielfalt von Impulsen. Leitende Positionen in Forschung und Technik forderten Kreativität, soziale Kompetenz und Menschenführung.

Nach dem Übergang in den Ruhestand konnte er sich vermehrt kreativen Tätigkeiten widmen und begann mit dem Malen von Ölbildern. Das Bedürfnis, das Lebensgefühl seiner Kindheit im Vergleich zur heutigen Zeit festzuhalten und nachfühlbar zu machen, war die Motivation für dieses Buch.

Der Autor wohnt mit seiner Familie in Leonding.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien